

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Luise Rinser
Hochebene
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Im Morgengrauen kam Juliane in der kleinen fremden Stadt an, wohin ein Telegramm sie gerufen hatte. Sie war die Nacht hindurch gefahren, um ihren Vater vor seinem Tode noch einmal zu sehen. Müde und frierend verließ sie das Bahnhofsgebäude und ging durch eine Allee von gestutzten Kastanien. Es war Anfang Februar, aber es lag kein Schnee. Juliane schlug die Pelzkappe hoch, verbarg die Hände tiefer im Muff und steckte das Kinn in den seidenen Schal, den sie unter dem Mantelkragen trug. Sie ging langsam und so gedankenlos, daß sie öfter als einmal in eine tiefe Pfütze geriet. Sie hatte die ganze Stadt zu durchqueren, um zu dem Hotel zu gelangen, in dem ihr Vater lag; doch sie beeilte sich nicht. Sie dachte daran, daß sie den Vater nicht mehr gesehen hatte, seitdem man sie, nach dem Tod der Mutter, in ein Genfer Internat geschickt hatte. Sie besaß keine gute und keine schlechte Erinnerung an ihn; sie hatte ihn vergessen. Doch fiel ihr plötzlich eine kleine Szene aus ihrer Kindheit ein. Der Vater sprach drängend und finster auf die Mutter ein, die ihn ruhig und spöttisch ansah, bis er unsicher wurde und ging. »Warum ist er böse?« hatte die Kleine gefragt. Die Mutter zuckte die Achsel. »Böse? Ach nein. Er ist nur schwach. Schwach und dumm.« Im nämlichen Augenblick fiel draußen im Flur eine Tür zu, und dieser laute Knall verlieh den letzten Worten der Mutter den Nachdruck eines scharfen und unwiderruflichen Urteils.

Diese Szene, vergessen und plötzlich wieder aufgetaucht, beschäftigte Juliane so sehr, daß sie beinahe an dem Hotel vor-

beigegangen wäre, in das man sie gerufen hatte. Sie fragte den Portier, wo sie ihren Vater, Herrn Brenton, finden könne. Der Portier räusperte sich, spielte mit seinem Bleistift und drehte seinen Schnurrbart hoch. Dann rief er in gleichsam überstürztem Entschluß einen Boy, der in der winzigen und armseligen Halle herumlungerte. »Bring das Fräulein auf Nummer fünfzehn!«

»Oh«, sagte der Junge, »der Herr ist doch . . .«

»Bring das Fräulein hinauf«, befahl der Portier erbost.

»Was ist mit Herrn Brenton?« fragte Juliane, als sie die ausgetretene knarrende Treppe hinaufstiegen.

»Er ist tot. Gestorben«, sagte der Junge trocken. Dann schlug er sich mit der Hand auf den Mund und spähte scheu über das Treppengeländer hinunter. Juliane empfand bei dieser Eröffnung weder Bestürzung noch Schmerz, nur eine leise Beklemmung. Als sie die Tür von Nummer fünfzehn öffnete, drang lautes Hämmern und der Geruch nach Lysol heraus. Zwei Männer in Arbeitsschürzen waren damit beschäftigt, den Deckel auf den schwarzen Sarg zu nageln.

»Er wird gleich abgeholt werden«, sagte der Boy. Juliane blieb auf der Schwelle stehen. Der Sarg war zugenagelt. Die Männer gingen an ihr vorüber aus dem Zimmer. Sie war allein mit dem schwarzen Sarg, der ziemlich ärmlich aussah. Auch das Zimmer war armselig. »Weshalb lebte Vater so billig?« dachte sie erstaunt. »Wir haben doch Geld.« Sie legte die Hand auf das schlecht geglättete Holz. Dann ging sie in die Halle hinunter. Der Portier räusperte sich und sagte mit Trauermiene: »Mein Beileid, Fräulein.« Dann fuhr er eifrig fort: »Das Fräulein sollen hier warten, bis ein Herr Doktor Hackliff oder Heckliff kommt.«

»Heckliff?« fragte Juliane und zog die Brauen zusammen.

»Wer ist denn das?«

Der Portier zuckte die Achseln. »Er wird gleich hier sein.« Er zog sich in seine Loge zurück, und Juliane ließ sich in einen der abgeschabten roten Plüschsessel fallen, die um ein Marmortischchen standen. Der Boy, durch eine schmutzige Serviette unterm Arm in einen Kellner verwandelt, schlenderte herbei, und Juliane bestellte ein Frühstück. Angewidert betrachtete sie die klebrigen Spuren von Likörgläsern auf der Tischplatte, die Flecke auf den Plüschmöbeln, die schäbigen Gardinen und Läufer und die albernen Öldrucke an den Wänden. Als der Boy mit dem Frühstück kam, war sie, den Kopf auf der Lehne, eingeschlafen.

Sie schlief unruhig, doch zu tief, um zu bemerken, daß jemand längere Zeit vor ihr stand und sie betrachtete. Es war ein Mann, der so groß und so breit war, daß er das einzige Fenster der Halle, vor dem er stand, fast verdeckte, so daß es plötzlich düster darin geworden war. Er beugte sich ein wenig vor, um das Gesicht der Schlafenden zu sehen. Der Anblick dieses Gesichts schien ihn zu erschrecken, denn er fuhr heftig zurück. Der Portier streckte seinen Kopf aus der Loge, verwundert über diese Bewegung. Mißtrauisch beobachtete er, wie der Fremde sich von neuem über die Schlafende beugte, die ganz in seinem Schatten versank. Die Fäuste auf die Armlehnen des Sessels gestützt, wartete der Fremde auf das Erwachen des Mädchens, ohne sich um die Blicke des Portiers und des ruhelos umherstreichenden Boys zu kümmern.

Plötzlich standen, ohne daß man sie hatte eintreten hören, vier schwarzgekleidete Männer mit Zylinderhüten in der Halle. Sie schritten, vom Portier angewiesen, stumm über die Treppe und kehrten nach kurzer Zeit zurück, den ärmlichen Sarg auf den Schultern. Als sie den untersten Treppen-

absatz erreichten, stolperte einer der Träger, und es entstand ein polterndes Geräusch, von dem Juliane erwachte. Sie richtete sich auf. Ihr Blick fiel auf den Sarg, den man an ihr vorüber durch die Halle hinaustrug. Dann erst bemerkte sie den Mann, der schweigend neben ihr stand. Sie sah ihn mit hochgezogenen Brauen an und schob ihre Kapuze, die während des Schlafs zurückgeglitten war, wieder über ihr braunes, wirrgelocktes Haar.

»Ich bin Doktor Heckliff«, sagte er, ohne sie anzuschauen. Dann verstummte er, um ihr Zeit zu lassen, eine Frage zu stellen. Doch sie blickte ihn nur kühl und schweigend an. Plötzlich ergriff er sie am Arm und sagte: »Kommen Sie.« Der Tag war trüb. Es hatte begonnen zu regnen. Sie gingen wortlos mit hochgezogenen Schultern. Juliane fragte nicht, wohin sie gehen würden. Endlich stieß er die Tür zu einem Café auf. Es war leer. Ein magerer Kellner lehnte am Fenster und starrte in den Regen. Heckliff bestellte Kaffee und Zwetschgenschnaps. Dann sagte er heiser: »Ich weiß nicht, ob Sie meinen Namen schon früher gehört haben.« Zögernd fügte er hinzu: »Von Ihrer Mutter vielleicht.«

»Nein«, sagte Juliane und sah ihn an.

»Nein«, wiederholte er düster und nickte abermals. Dann sagte er: »Man hat mich zum Vormund für Sie eingesetzt.«

»So?« sagte Juliane.

»Ja«, fuhr Heckliff mühsam fort, »Ihr Vater wollte mich besuchen. Aber er wurde hier krank und er kam nicht mehr nach Steinfeld. Dort wohne ich.« Er machte eine unbestimmte Handbewegung, die in Juliane die Vorstellung erzeugen mußte, Steinfeld liege am Ende der Welt. Der Kellner brachte Kaffee und Branntwein. Heckliff trank sein Glas mit einem Zuge leer. Dann fuhr er fort: »Morgen mittag ist die

Beerdigung. Bis dahin wohnen Sie bei Frau Deuerlich. Sie wird Trauerkleider für Sie kaufen. Vor der Beerdigung hole ich Sie ab.«

Er schob ihr einen Briefumschlag zu, den sie, ohne den Inhalt anzusehen, gedankenlos einsteckte. Daraufhin entstand eine lange Pause, während der Heckliff mehrere Gläser Schnaps leerte und Juliane ihn betrachtete. Er war, so schätzte sie, etwa vierzig Jahre alt, vielleicht auch älter. Das Gesicht war braun und von Sonne und Wind gegerbt. Je länger Juliane es betrachtete, desto stärker empfing sie den Eindruck einer melancholischen Gewalttätigkeit, die sie erregte, ja gegen ihn aufbrachte, obwohl sie nichts als Gutes von ihm erfuhr. Sie begriff, daß sie auf diesen Mann bis zu ihrer Volljährigkeit angewiesen sein würde, und ihr ganzes Wesen lehnte sich dagegen auf.

Plötzlich wandte er sich ihr zu und machte eine Bewegung, als wollte er nach ihrer Hand greifen, doch er nahm nur sein leeres Glas und hielt es während des ganzen Gesprächs fest. Juliane blickte kühl in seine Augen, die ihr übermäßig blau und groß erschienen. Er sagte: »Ihr Vater war zu mir gekommen, um mir zu sagen, daß etwas Unangenehmes geschehen ist.«

Sie schaute ihn unverwandt an, als er fortfuhr: »Das Geld Ihres Vaters ist restlos verloren.«

Sie runzelte die Brauen und schob die Unterlippe vor, eine Bewegung, die ihrem Gesicht einen kindlich trotzigem Zug verlieh. Sie sagte mehr erstaunt als bestürzt »Ach« und überließ es Heckliff weiterzusprechen. Er betrachtete sie verwundert, ehe er weitersprach: »Es ist nicht einmal soviel Geld da, daß Ihr Studium bezahlt werden könnte.«

Nun öffnete sie den Mund und starrte ihn mit weiten Augen

an. Er schaute dunkel und unerbittlich auf sie, als er sagte:
»Ich biete Ihnen mein Haus an. Ich bin Arzt in Steinfeld auf
den Rothöhen, und Sie können mir in meiner Praxis helfen.
Ich bin allein.«

Juliane schüttelte den Kopf, zuerst langsam und ungläubig,
dann heftig, und schließlich rief sie so laut, daß der melan-
cholische Kellner aus seinen Träumen aufschreckte: »Nein!
Ich gehe nicht mit Ihnen.« Sie schlug dabei sogar mit ihrer
kleinen Faust auf die Tischplatte. Heckliff betrachtete sie un-
gerührt. In seinen Augen lag mit einemmal ein Glanz wie
von Grausamkeit. Er schwieg, bis Juliane ihre Faust vom
Tisch genommen hatte und, beunruhigt von seinem Blick,
im Kaffee zu rühren begann. Endlich sagte er langsam: »Und
was gedenken Sie zu tun?«

Sie rührte heftiger in ihrer Tasse und sagte trotzig: »Ich weiß
es nicht. Aber ich gehe nicht mit Ihnen.«

»Warum nicht?« fragte er gelassen.

»Weil . . . nun, weil ich nicht will.« Zornig fügte sie hinzu:
»Weil ich nicht abhängig sein will. Nicht von Ihnen. Und von
niemand.«

Er sagte rätselhaft: »Ja«; dann rief er den Kellner und be-
zahlte.

Juliane legte ein Geldstück auf den Tisch, und da er es beisei-
teschob, ließ sie es liegen, als sie gingen. Er hatte es bemerkt
und sein Gesicht zu einem Lächeln verzogen, das sie nicht
sah.

Sie legten den ganzen Weg wortlos zurück, bis sie in eine
enge Gasse mit winzigen Häusern kamen. Eines von diesen
hatte im Erdgeschoß einen kleinen Antiquitätenladen. Eine
alte verschrumpelte Frau begrüßte Heckliff ehrerbietig und
warf einen verwunderten, fast bestürzten Blick auf Juliane.

Heckliff verabschiedete sich kurz und ließ Juliane bei der kleinen Alten zurück, die sie über ein enges Stiegenhaus in ein winziges Zimmer führte. Während sie die Tür öffnete, sagte sie fast ängstlich: »Es ist ein wenig eng hier, aber ich habe nicht gewußt . . .« Sie vollendete den Satz nicht, sondern fragte hastig: »Wenn das Fräulein vielleicht eine Tasse Tee möchte?«

Juliane sagte: »Danke, ich möchte nichts.« Nachdem die alte Frau gegangen war, blieb sie lange unbeweglich mitten im Zimmer stehen. Der Regen schlug gegen die Scheiben und rann unaufhörlich an ihnen herab. Der Raum war niedrig und vollgepfropft mit Glasvitrinen, Kommoden und Sesseln, deren Seidenbezüge mit grauen Tüchern bedeckt waren. Auf einer Kommode befand sich eine große, weiße Porzellanfigur, einen sitzenden Chinesen darstellend, dessen Kopf, Hände und Zunge beweglich waren, so daß bei jeder leichten Erschütterung des Fußbodens Leben in die Gestalt kam. Sie wackelte mit den Händen und bewegte die rote Zunge in dem weitgeöffneten Mund. Juliane sah es schauernd. Dann setzte sie sich mit dem Rücken zu dem Chinesen und starrte aus dem Fenster. Plötzlich zog sie den Umschlag aus der Manteltasche, den ihr Heckliff gegeben hatte, und schleuderte ihn zu Boden. Dann warf sie sich auf das Bett und grub sich in die Kissen. Ab und zu hob sie ihr nasses Gesicht aus den Händen und schaute angstvoll auf den Chinesen, der nun unbeweglich in seinem kalten, stumpfen Weiß stand.

Am Nachmittag brachte Heckliff Julianes Koffer. Er lauschte nach oben, und als nicht das leiseste Geräusch zu hören war, drängte er die alte Frau nachzusehen. Als sie den Laden verlassen hatte, ging er unaufhörlich hin und her. Schließlich

nahm er diesen und jenen Gegenstand vom Tisch und stellte ihn wieder hin, ohne ihn angesehen zu haben. Plötzlich entfiel seinen Händen eine kleine rote Porzellanschale und zerschellte auf dem Boden. Endlich kam die alte Frau zurück. Sie sagte leise und bekümmert: »Das Fräulein schläft. Es liegt mit den Kleidern auf dem Bett, und das Kissen ist naßgeweint. Das arme Fräulein.«

Heckliff zuckte ungeduldig die Achseln. »Wenn sie aufwacht, sorgen Sie für ein gutes Abendbrot.« Er legte einen Geldschein auf den Tisch und ging.

Als Juliane erwachte, blickte sie verwirrt umher. Sie sah das Zimmer von tiefer Dämmerung erfüllt, aus der nur der weiße Chinese schimmerte. Augenblicklich erinnerte sie sich ihrer Lage. Auf dem Boden mitten im Zimmer lag der Umschlag mit Heckliffs Geldscheinen. Sie ließ sich wieder in die Kissen zurückfallen und blieb unbeweglich liegen, bis es völlig Nacht geworden war. Sie konnte nicht mehr weinen. Nichts brachte ihr Erleichterung. Sie fühlte sich verraten und verlassen von allem, was ihr vertraut und selbstverständlich gewesen war, sie sah sich ausgeliefert einem finstern, gewalttätigen Fremden, einem einsamen und armseligen Leben auf den rauhen Rothöhen.

Plötzlich faßte sie einen Entschluß. Sie sprang aus dem Bett, zog sich eilends an, schob Heckliffs Geld mit dem Fuß beiseite und schlich, den schweren Koffer in der Hand, über die Treppe, deren dürres Holz bei jedem Schritt knarrte. Viele Male mußte sie innehalten, um jeden Verdacht eines etwa Lauschenden zu zerstreuen. Als sie endlich im Laden stand, fand sie die Tür zur Straße verschlossen und verriegelt und den Schlüssel abgezogen. Sie stand eine Weile verstört und ratlos da, dann tastete sie sich ans Fenster. Es war von hun-

dert kleinen Dingen verstellt. Sie wagte kein Licht zu machen. Im Finstern stellte sie in lautloser Hast Gegenstand um Gegenstand auf den Boden. Endlich war das Fenster freigelegt. Sie öffnete es, und die Läden ließen sich mühelos entriegeln. Scharfe Morgenluft strömte herein. In der Gasse lag dichte Dämmerung. Juliane hob den Koffer auf die Fensterbank und schwang sich hinaus. Dann drückte sie vorsichtig Fenster und Läden hinter sich zu, ergriff ihren Koffer und ging durch die Gasse davon, den Kopf hoch erhoben. Sie ging zum Bahnhof. Der Weg war weit und der Koffer schwer, doch sie spürte es kaum.

Der Bahnhof lag noch menschenleer. Noch brannten die Lichter, doch schon mischte sich das Tageslicht fahl und frostig darein. Juliane las den Fahrplan. Um Mittag ging der Schnellzug nach Basel. Sie trug ihren Koffer zum Aufbewahrungsschalter. Er war, wie die Wartesäle, geschlossen. So schleppte sie den Koffer in eine Ecke der Halle und setzte sich darauf.

Stunden später fand Heckliff sie hier. Der Schweiß rann ihm über das Gesicht, sein Atem ging keuchend, sein langer Ledermantel stand offen. Von dem dicken Lammfellfutter war ein Streifen abgerissen und hing unter dem Saum hervor. Seine Hosen waren mit Dreck bespritzt. Als er Juliane sah, erhellte sich sein Gesicht, doch nur für einen Augenblick, dann zog es sich schmerzhaft zusammen. Juliane sprang auf, wick bis zur Wand zurück und starrte ihn an. So standen sie sich gegenüber, einander fest im Auge behaltend.

Endlich sagte Heckliff ruhig: »Sie wollen fort?«

»Ja.«

»Wohin?«

»Zurück nach Genf.«

»Und dort?« Er schaute sie verwundert an.

»Arbeiten.« Sie zog ihre verrutschte Kapuze mit einer zornigen Bewegung zurecht.

»Arbeiten?« sagte er. »Das können Sie bei mir auch.«

Sie schwieg. Er beugte sich ein wenig vor und fragte, sie besorgt und aufmerksam anblickend: »Warum laufen Sie mir davon?«

Sie zuckte wütend die Achseln. Nach einer Weile sagte er:

»In einer Stunde ist die Beerdigung.«

Ohne auf ihre Antwort zu warten, ergriff er ihren Koffer und ging ihr voran durch die Bahnhofstraße. Sie folgte ihm willenlos. Aber als sie bereits durch die Kastanienallee gingen, entriß sie ihm den Koffer und rief: »Was fällt Ihnen ein? Sie glauben, weil ich arm bin, können Sie über mich bestimmen? Ich will Ihr Geld nicht. Ich will Ihre Hilfe nicht. Ihr Geld liegt bei Frau Deuerlich.«

Sie machte Miene, zum Bahnhof zurückzueilen. Er stellte seinen schweren Stiefel auf ihren Koffer und sagte gelassen:

»Ich bin Ihr Vormund.«

»Ach«, rief sie voller Verachtung aus, »mit Gewalt wollen Sie mich halten?« Sie lachte zornig. Er nahm seinen Stiefel vom Koffer und blickte sie mit einem Ausdruck von Qual, ja Verzweiflung an, der sie erschreckte. Ratlos schaute sie in seine Augen. »Gut«, sagte sie, »ich bleibe bis nach der Beerdigung.« Er nickte stumm, ergriff ihren Koffer und begann ihr voran durch die Stadt zu gehen, die Augen auf das feuchte Straßenpflaster gerichtet.

Als sie im Laden von Frau Deuerlich ankamen, war es zwölf Uhr. Die alte Frau kam aus ihrem Gerümpel hervorgehuscht. »Herr Doktor«, rief sie, doch als sie Juliane sah, verstummte sie. Juliane schaute nach dem Fenster. Alle Gegen-

stände waren in der alten Ordnung wieder auf die Fensterbank gestellt worden. Die alte Frau sagte aufgeregt: »Aber die Trauerkleider! Jetzt ist es Mittag. Alle Geschäfte sind geschlossen. Vielleicht könnte man einen schwarzen Mantel und einen Trauerhut zu leihen nehmen?«

»Ach was«, sagte Heckliff ungeduldig. »Es ist Zeit zu gehen.«

Er verließ mit Juliane den kleinen Laden, während die alte Frau vor sich hinklagte: »Ohne Trauerkleider zur Beerdigung von ihrem Vater. Das arme Fräulein . . .«

Heckliff und Juliane gingen durch das Städtchen, bis sie endlich vor einem großen halbgeöffneten Tor standen, in dessen Bogen mit schwarzen Buchstaben eingegraben war: »Das Licht leuchtet in der Finsternis.« Heckliff stieß einige unverständliche Worte aus und zog sich den Pelz zurecht.

Vor dem großen unverhängten Fenster der Halle standen drei schwarzgekleidete Frauen, das Gesicht dicht am Glas. Heckliff murmelte: »Das sind sie, die drei Schwestern.« Juliane erinnerte sich dunkel an drei Tanten, Schwestern ihres Vaters. Sie bewohnten zusammen ein kleines Haus in irgendeiner kleinen Stadt, und sie waren schon immer alt gewesen. Heckliff räusperte sich. Eine der drei Tanten wandte sich plötzlich um und schaute neugierig auf die Angekommenen. Aber sie erkannte weder Heckliff noch erinnerte sie sich an Juliane. So drehte sie den beiden entschlossen den Rücken zu, aber die spiegelnde Fensterscheibe verriet, daß sie weiterhin beobachtete.

Heckliff trat dicht hinter sie und sagte laut: »Fräulein Brenton!«

Alle drei wandten sich mit einem Ruck zugleich um und starrten ihn an. Mit einem Blick erkannte Juliane die drei